

## Aus Böcklins Lehrjahren. Nach Mitteilungen eines Freundes

Autor(en): Jakob Mähly  
Quelle: Basler Jahrbuch  
Jahr: 1904

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/bc57e064-286a-408b-8387-e96dea59aa28>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

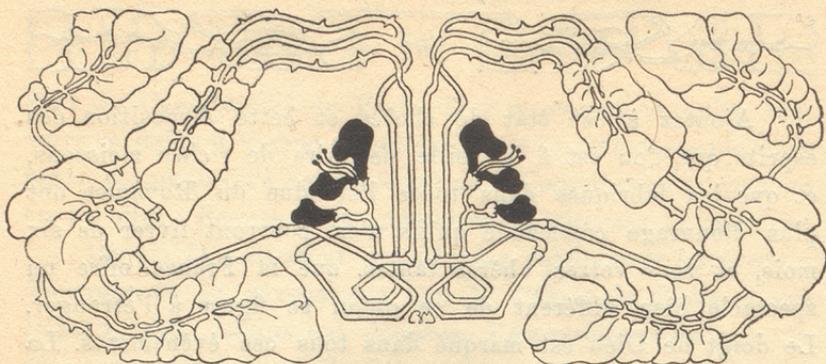
### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



## Aus Böcklins Lehrjahren.

Nach Mitteilungen eines Freundes (Prof. Jakob Mähly \*).



Basel, 31. Mai 1895.

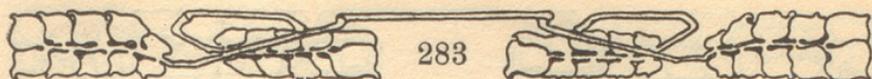
Hochgeehrter Herr!

Ich habe gleich nach Empfang Ihrer Karte meine Briefe von Böcklin durchgelesen, um über seine Lehrjahre einige Mitteilungen zu machen. Was ich sagen kann und darf, beschränkt sich auf folgendes:

Wir waren Freunde von Jugend auf, das heißt seit unseren Schuljahren, er, der etwas ältere, war mir um eine

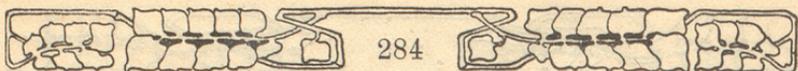
---

\*) Die Redaktion des „Jahrbuches“ hätte gerne dem verstorbenen Prof. J. Mähly eine Biographie gewidmet. Aber die Familie des Verewigten drückte den Wunsch aus, daß im „Jahrbuch“ von einer solchen ausführlichen Behandlung abgesehen werden möchte. Dafür bieten wir hier von den vielen in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Aufsätzen Mählys einen dar, der für ihn charakteristisch und für unsere Leser von Interesse sein dürfte. Er stand im Jahre 1895 in der von Richard Fleischer herausgegebenen Monatschrift „Deutsche Revue“. Die „Deutsche Verlags-Anstalt“ in Stuttgart hat in verdankenswerter Weise den Wiederabdruck gestattet. Auch die Familie hat ihr Einverständnis mit dieser Art von Ehrung des dahingegangenen Gelehrten erklärt.

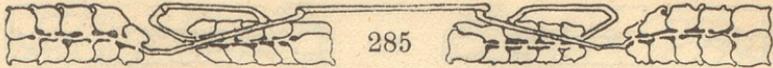


Klasse voraus. Eine eigentliche Intimität entwickelte sich dann in unseren Jünglingsjahren, als, im täglichen Umgang mit auserwählten, geistvollen Mitgliedern einer Familie, unter anregendem weiblichem Einfluß, das Herz zu sprechen begann und seine Sprache von Tag zu Tag lauter wurde. Böcklin machte damals bereits Malstudien und war fest entschlossen sich der Kunst zu widmen, trotz dem Einspruch seiner Eltern, vorab seines Vaters, der, ein strenger, ja eiserner Charakter im häuslichen wie im bürgerlichen Leben, übrigens ein Mann von echtem Schrot und Korn, von einer Künstlerlaufbahn schlechterdings nichts wissen wollte und seinen Sohn auf den „goldenen Boden“ des Handwerks oder der Industrie — auf welcher letzterem er selber fest gewurzelt stand — zu stellen trachtete. Die Muse der Kunst hatte ihm keine ihrer Gaben in die Wiege gelegt, und er stand ihr bis in sein Alter, das heißt, bis zu der Zeit, da sein Sohn sich nach schwerem, heißem Ringen endlich einen Namen erkämpft und eine sorgenfreie Existenz gesichert hatte, kühl bis ins Herz hinan gegenüber.

Diesem eisernen Willen entgegen zu treten und ihn bis zu dem Punkte zu schmeidigen, daß er dem Sohn endlich die Mittel bewilligte, seine Künstlerlehrjahre (in Düsseldorf) anzutreten, war ein hartes Stück Arbeit, und es bedurfte dazu eines Maßes von Energie von seiten des Sohnes, wie es nur die echte Begeisterung und wahre Künstlerweihe zu erringen vermag. Ueber das Talent seines Arnold konnte zwar der Vater nicht im Zweifel sein — hatte doch dieser schon in der Schule durch Karikaturen aller Art, die seinen Lehrern nicht immer wohlgefällig waren, sintemal sie die Linien der strengen Moral sehr oft wesentlich überschritten, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen — aber wie manches schöne Talent war nicht schon auf dem harten Pflaster des Lebens elendiglich gestrauchelt und hatte sich vom Fall nicht mehr erheben können! Was nützt dem Künstler sein Pinsel und seine Palette, wenn Hunger und Not



an seine Türe pochen und ihn zwingen, sein bißchen Habe ins Pfandhaus zu tragen? Mit schönen „Helgen“ läßt sich kein Gläubiger abspeisen, und vollends die schönen Ideen und Phantasien im Kopf sind für ihn keinen Heller wert. — So ungefähr räsonnierte Böcklin Vater, von seinem Standpunkt aus nicht ganz mit Unrecht; denn er hatte eine zahlreiche Familie zu ernähren und wußte, was ein sicheres Einkommen wert war. Die oben genannten Karikaturen waren vorwiegend Porträtgestalten von Schülern und Lehrern, welche ein ganz ungewöhnliches Geschick in letzterem Fache bekundeten, wenn es auch nur flüchtig hingeworfene Bleistift- oder Kreideskizzen waren; und ein guter Porträtmaler hatte damals — wo die Photographie noch unbekannt, die Daguerreotypie denn doch nur ein schwacher, völlig unbefriedigender Ersatz für eine kräftige künstlerische Zeichnung war — auch in Böcklins Vaterstadt keine schlechten Chancen. (Ich darf bei dieser Gelegenheit wohl hinzufügen, daß eines der ersten, vielleicht das erste Porträt in Del, das Böcklin malte, meine eigene Wenigkeit im Alter von achtzehn Jahren darstellt und ein nach Auffassung und Ähnlichkeit ganz vortreffliches Bild ist — und noch etwas, was Böcklins phänomenale Künstlerschaft beweist und, wie ich glaube, ohne Verletzung der Diskretion erwähnt werden darf: Ich hat ihn, nachdem wir uns zehn und mehr Jahre nicht mehr gesehen hatten und sozusagen fremd geworden waren, um das Bild einer teuren Hingeschiedenen, über welche sich ebenso lange oder schon länger der Grabhügel wölbte, in deren täglichem Umgang aber wir beide früher für alles Schöne und Edle uns begeistert hatten — und schickte ihm zur bessern Vergegenwärtigung der Gesichtszüge ihre Photographie. Nach einigen Tagen kam die Photographie zurück mit der schriftlich beigefügten Bemerkung, zu diesem Bilde bedürfe er keiner Photographie — und nach einigen Wochen war ich im glücklichen Besitze des Delbildes — und welchen Bildes! Von



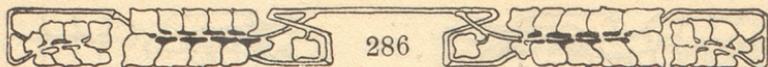
der Ähnlichkeit gar nicht zu sprechen — die Erinnerung an die teure Gestalt hatte ihm den Pinsel geführt und ihm alle Züge der Verstorbenen vor die Seele gezaubert; und über diese Züge sind die Schatten des Todes gestreut!

Aber das „Fach“ des Porträtmalers war für Gefühl und Phantasie dieser Künstlerseele zu eng, und schließlich gelang es ihr, die hemmenden Schranken zu durchbrechen; mit welchen Opfern und Mühen kann nur der ermessen, den das Schicksal in eine ähnliche Lage versetzt hat.

Man sieht, Böcklins erster Flug war mit Bleigewicht belastet, seine Lehrjahre waren nicht auf Rosen gebettet, und auch nachdem er sie hinter sich hatte, war der Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen noch lange kein Ende. Im Gegenteil: sie mehrten sich mit den Jahren des ausbleibenden Erfolges!

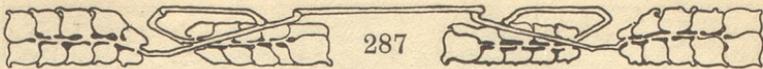
\* \* \*

Der junge Künstler hatte sich in Düsseldorf aus eigener Neigung heraus der Landschaftsmalerei zugewandt; in der „Landschaft“, ihren wechselnden Tönen, ihrem bald blendenden, bald wohlthuend gedämpften Farbenspiel, ihrem Frieden und ihrer Stille fand er am meisten „Stimmung“ und Zusammenklang mit seiner eigenen Natur; aber es war eben nur seine eigene Natur, die er hineinlegte, und er caprizierte sich darauf, nur das zu malen, was ihm gefiel, nicht was andere wünschten; seine stark ausgeprägte Subjektivität sträubte sich gegen jede Konzession an die Liebhaberei und den Geschmack anderer; von einer Anschmiegung an irgend welche Richtung oder herrschende Mode hat er nie etwas wissen wollen und hat diese „Eigenheit“ mit einer unerschütterlichen Energie — man kennt diese ja! — bis auf den heutigen Tag festgehalten. Diese knorrige Unbeugsamkeit war aber nicht nach jedermanns Geschmack; man betrachtete sie bloß als Künstlerlaune oder Künst-



lerschrulle, das Subjektive, das bei ihm je und je, und man darf ja wohl sagen schroff und ungeniert sich in den Vordergrund drängte, galt als gesuchte, berechnete Grillenhaftigkeit, „und“, hieß es, „wir wollen einem Künstler zwar seine Kunst, nicht aber seine Launen bezahlen. Warum will Böcklin nicht ordentlich, wie ein anderer, malen, da er es doch kann?“ Denn daß er es konnte, so viel hatte man ihm schließlich denn doch abgemerkt, und dafür brachten die Jahre immer neue und immer vollgiltigere, ja überwältigendere Beweise, ebenso entscheidende freilich auch für seine unverringerte Subjektivität . . .

Als er von Düsseldorf zurückkehrte, war er freilich noch frohgemut, denn er wußte: Jetzt bin ich wenigstens so weit, daß ich nicht mehr zurück kann; hinter mir ist die Türe abgeschlossen, und wenn ich auch nicht wollte — ich muß vorwärts! — Der oben angedeutete Einfluß des ewig Weiblichen hob ihn über manche Bedenken hinweg. Manchen Nachmittag verbrachten wir damals auf einsamen Spaziergängen in die Umgegend oder auch weiter, in die lachende „Landschaft“ hinein, wo Berggrücken und Fernsichten winkten. Eines Morgens — wir waren früh vom Nachtlager in einem romantisch gelegenen Dorfe aufgebrochen und stiegen keuchend eine steile Halde hinan, an den Steinmassen zur Seite des Weges einen Halt suchend — da bekam meine Hand beim Stützen etwas Pelzigweiches zu fühlen. Ich griff zu und hatte einen jungen Fuchs gefaßt, der auf der Steinplatte sorglos geschlafen hatte! Der Kerl geberdete sich aber so wild und biß so wütend um sich, daß ich die Beute bald mußte fahren lassen; auch „Meister“ Böcklins Hilfe hatte sich hier ohnmächtig erwiesen. Ein andermal — es war um die Zeit der reifenden Kirschen — lustwandelten wir auf einer benachbarten Hochebene, auf welcher die verlockende Frucht von zahlreichen Bäumen herunterlachte — und auch die Künstler sind Kinder des Augenblicks, wenn er ihnen etwas in den Schoß wirft. Nun mußten die Kirschen allerdings, wenn sie

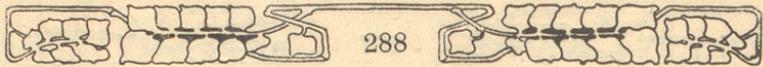


in den Schoß fallen sollten, erst heruntergeholt werden, letzteres war aber nicht gerade schwer zu bewerkstelligen, wenn einer von uns sich zum Sockel des lebendigen Piedestals hergeben wollte. Und das geschah auch, nach vorgenommener Inspektion in die lauernden Gefahren und Lücken der von Feldhütern durchstrichenen Umgebung. Ich war der Sockel, aber leider fielen die Kirschen mir nicht in den Schoß, sondern mitsamt dem ausgleitenden Räuber, der sie in seine Mütze gesammelt hatte, auf den Kopf, allwo sie durch Naturpresse ausgedrückt und in flüssigen Zustand verwandelt wurden. Ich wurde kirschrot vor — lauter Kirschensaft, und das tat besonders meinem frischen Hemde weh, maßen ich gerade an selbigem Abend mit dem Kirschenträuber zusammen zu einem Taufschmauß geladen war, wo die gesellschaftliche Sitte reine, weiße Wäsche verlangt, und selbst „pictoribus atque poetis“ (denen doch Horaz ein jegliches Wagnis gestattet) zur Pflicht macht. Ich mußte mich also, wohl oder übel, an Ovids „Metamorphosen“ halten, wenn auch die meinige weniger rasch von statten ging . . .

Ich hatte um diese Zeit herum, zufällig — zum erstenmal — ein Exemplar von Anacreons Liedern in die Hände bekommen und da sein Genre mir zusagte, einiges daraus übersezt, worunter das erste:

„Male, bester aller Maler,  
Male der Geliebten Bildnis . . .“

Da ich mich nun einer Geliebten noch nicht so ganz sicher berühmen konnte, das Liedchen mir aber ausnehmend gefiel, so dachte ich: „Warum soll er aber nicht dich malen?“ Gedacht, gefragt! So kamen zwei Bilder, das eine in Del, das andere in Bleistiftzeichnung zu stande; letzteres versah ich mit einem griechischen Vers eigener Mache, welcher das Glück treuer Freundschaft preist. Er malte, ich rauchte, und zwar eine Knasterforte, die er in einer obskuren Spezereibude ausgewittert

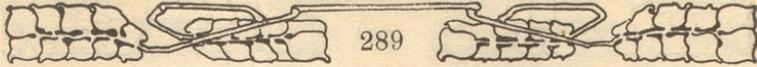


hatte und die uns ein königliches Aroma zu haben schien. Ach, wie mancher schöne Gedanke ist damals mit den blauen zarten Wölkchen in die Luft gewirbelt und in Rauch aufgegangen! auch der, der jenem Vers die Form gab!

Und doch war es eine schöne Zeit.

An den Winterabenden wurde viel gesungen, und zwar im Verein mit zwei von uns hochverehrten Freundinnen. Unsere Stimmen eigneten sich, der Lage nach, vortrefflich zu einem Quartett. Was nur an solchen (von Mozart, Abt, Kreuzer, Rüden und anderen) aufzutreiben war, wurde in unser Repertoire aufgenommen und gelangte zur Aufführung. Noch liegt in meinem Schrank ein von Böcklins Hand geschriebenes, mit den Noten versehenes Liederheft. Er selber hatte Sinn und Gehör für Musik, daß er aber auch Virtuos auf irgend einem Instrument gewesen sei, wie ein eifriger Verehrer desselben unlängst behauptet hat, um ihn zu einem allseitigen Genie zu stempeln, ist eine Erfindung; ebenso, daß er komponiert habe! Eine Violine hat er gewiß auch einmal, wie jeder von uns, in der Hand gehabt, aber nie (wie dort behauptet war) darauf gespielt, am allerwenigsten: „wunderbar“, er müßte es denn erst im Mannesalter — was doch kaum glaublich — gelernt haben. Höchstens huscht durch meine Erinnerung etwa der zerflatternde Schemen einer Flöte, die er gespielt haben kann, aber jedenfalls ohne irgend welchen Eifer oder gar Erfolg, sonst hätte er Gelegenheit genug gehabt, sich an jenen Abenden hören zu lassen, was niemals geschehen ist. Dagegen leistete er einen sonoren sympathischen Baß, und das war gerade, was wir brauchten.

Aber es kamen trübe, bange Tage, in denen er verzweifeln wollte, weil sich nicht nur Zweifel an sich selber, sondern auch an seinen Freunden und Vertrauten in seine Seele geschlichen hatten. Sobald diese Wahnbilder zerflossen waren, kehrten frischer Lebensmut und Selbstvertrauen wieder bei ihm ein.



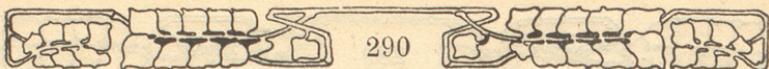
Von dieser wechselnden Stimmung gibt folgender Auszug aus einem nach Göttingen an mich (1849) geschriebenen Brief Zeugnis:

„Basel, den 2. April 1849.

„Mein lieber Freund!

„. . . Es war ein schrecklich trostloses Gefühl für mich, von denen, die ich allein liebte, denen allein ich mich hätte mitteilen können, zurückgestoßen zu sein. Ich sah mich unwert teurer Freundschaft, da ihr mich nicht suchtet, konnte ich mich nirgends anschließen, zurückgedrängt auf mein eigenes, leeres, unglückliches Ich. — Doch der Zustand ist unsäglich. Was ist einem liebebedürftigen Menschen ein Leben ohne Anhaltspunkt? Mir war es eine peinigende Last. Die Erinnerung an jene Stunden, wo ich, in Untätigkeit versunken, vor mich hin brütete und, in die leere, hoffnungslose Zukunft blickend, bloß noch im Tod einigen Trost sah, treten nun wieder zu lebhaft vor meine Seele. — Laß mich ohne weitere Betrachtungen darüber weggehen. Endlich, endlich hat sich alles aufgeklärt, und ich kann sagen, ich fühle mich doppelt glücklich. Beizeiten ein offenes Geständnis, und ich hätte mir dies alles ersparen können. Aber so geht es, wenn man im Gefühl seiner Unschuld oder mit einem gewissen Trotz sich verschließt. Die Schuld lag allein an mir, denn wäre ich immer offen gewesen, so wäre unser Verhältnis immer ungetrübt geblieben. Du freilich, mein Lieber, konntest von dem allem keine Ahnung haben, und ich sage dies nicht, um Dir nebenbei einen stillen Vorwurf über Dein Schweigen zu machen, sondern bloß, um Dir oberflächlich die vergangene Zeit zu schildern.

In der Kunst habe ich auch manches durchmachen müssen. Die jugendliche Begeisterung, die hochschwebenden Hoffnungen und die Einbildung, jetzt schon etwas nicht Unbedeutendes zu sein, können eben nicht ewig dauern. Die Rose entblättert sich nach und nach, und es bleibt am Ende noch ein kleines



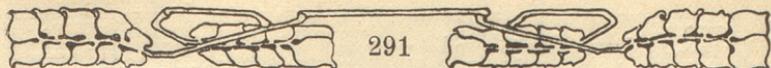
Ding übrig, von dem man nicht weiß, ob einmal eine schöne Frucht daraus werde, oder ob das Innere ohne Lebenskraft sei. So mit der Künstlerseele. Die glänzende Einbildung muß vom Verstande eine strenge Zensur erleiden, sie wird mit einem immer feineren Siebe gesiebt, und leider bleibt meistens alles obenauf. Was ist wahre Poesie? — Doch da komme ich auf ein Feld, wo die Augen unstät suchen und keinen Haltpunkt finden. Der ungebildete Geist kann den Höhepunkt nicht sehen. Je gebildeter, desto höher steht er. Aber die Poesie des Schönen ist endlos. Dem Geiste steht nicht vorge-schrieben: Bis hieher und nicht weiter. Unsere Aufgabe ist, uns zu bilden, dann steigern wir uns selbst unmerklich; aber wenn wir zuweilen abwärts blicken, so sehen wir mit freudigem Erstaunen, wie die Ebene tief unter uns liegt, da sehen wir die Hügel, wo wir schon glaubten auf dem höchsten Gipfel zu sein, sich mit der Ebene verflachen. Aber über uns liegen noch unbekannte Regionen in einem blendenden Glanz. Mutig hinauf! Haben wir so viel zurückgelegt, so können wir noch mehr. Wo ist das Ende? Was kann uns zurückhalten? Die Morgensonne scheint noch, noch fühlen wir frische Kraft; hinauf!  
Arnold Böcklin.“

Im Jahre 1851 finden wir Böcklin auf seine eigenen Mittel beschränkt in Italien, aber an Körper und Seele krank, wie folgende Zeilen aus dem Briefe einer mütterlichen Freundin zeigen, die ihn von Jugend auf kannte und schätzte und seine Schicksale mit dem wärmsten Interesse verfolgte:

„Basel, Sonntag, den 27. July 1851.

„Mein lieber Doktor.

„. . . Wir sind in großer Angst und Sorge um den armen fernen Freund, er liegt schon bei vier Wochen am Fieber krank, körperlich und geistig darnieder gedrückt, ohne

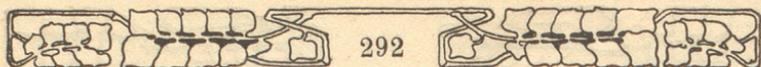


Geld, ohne Hilfe, von Arbeit ist natürlich keine Rede; seiner Mutter darf er seine Lage nicht schreiben, ohne sie in die entsetzlichste Angst zu versetzen, er bittet, ohne seine Lage zu verraten, unter dem Vorwande, er müsse, um dem Fieber zu entfliehen, für einige Zeit auf's Land, seine Mutter zu veranlassen, ihm das Bewußte und noch mehr zu schicken. Das erstere ist wahr, denn er hat sich nach Ariccia, nahe bei Albano, transportieren lassen, kurz, der arme Mensch ist in der schrecklichsten Lage, wenn er nur nicht unterliegt! Es wäre doch gar zu traurig, wenn er so — einsam und verlassen — fern von allen Lieben sein kampf- und mühevolltes Leben aushauchen müßte.

„Unglücklicherweise ist seine Mutter für einige Wochen verreist. Wenn unser Trost nur nicht zu spät kommt, denn sein Brief ist schon vom 12. er wird fast verzweifeln, warum die Antwort so lange ausbleibt; ach, lieber Freund, in einer solchen Lage da mag das Warten einem lange werden.“

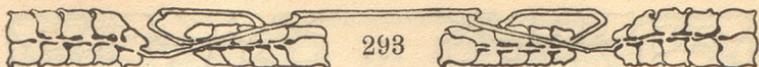
Aus diesem Jammer sich aufzuraffen — bei dem es uns nicht wundern darf, daß der Arme sich mit dem Gedanken trug, nach Amerika auszuwandern, ja sogar, wenn die Mittel dazu versagten, sich unter die päpstliche Garde einreihen zu lassen, aus diesem physischen und noch größeren moralischen Jammer sich aufzurichten, ihm obzusiegen und in der trüben Wellenflut eines solchen Daseins nicht zu ertrinken, dazu gehörte eine mehr als gewöhnliche, eine bewundernswerte Energie, und wenn es sich darum handelte, dies hervorzuheben, so wird in der Anführung seiner Worte und solcher, die aus Freundesherzen flossen, keine Indiskretion zu erblicken sein.

Welche Stufen er noch von da auf seiner Lebens- und Ruhmesleiter zu durchlaufen hatte, bis er auf der vollen Höhe stand, muß ich anderen zu schildern überlassen; mir war es hier nur um die Lehrjahre zu tun, von denen es sicher und durch zahlreiche Proben verbürgt ist, daß sie, wenn auch ein



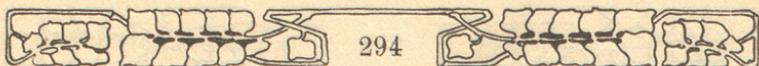
ungemeines Talent, so doch nichts von der späteren so originellen und von aller Tradition so abweichenden Art des Meisters verrieten. Ich besitze noch von ihm eine kleine in Oelfarbe ausgeführte Landschaft, die in der Technik merkwürdig zart und sauber gehalten ist; keine Spur von jenen späteren fetten und massigen Pinselstrichen, die auch seine Freunde so oft verblüfften — ich erinnere mich noch sehr wohl, daß der Professor der Philosophie an unserer Universität, dem auch die Aesthetik zu docieren oblag, mich mit folgenden Worten apostrophierte: „Fragen Sie doch gefälligst Ihren Freund Böcklin, ob er seine Bilder mit dem Finger oder mit dem Pinselstiel male!“ Mein eben erwähntes Bild stammt aus dem Jahre 1845, jene Frage kann nicht nach 1850 getan worden sein, jene Eigentümlichkeit des Malers muß sich also doch ziemlich früh entwickelt haben.

Auch von der Hinneigung des Meisters zu allegorischen und mythologischen Gebilden ist in jener allerersten Periode noch nichts zu verspüren; die Gegenstände sind der gesunden Wirklichkeit, der Natur, wie sie leibt und lebt, entnommen, die Stimmung wird einfach dem Zuschauer überlassen, an keiner allegorischen Figur kann er sie ablesen. Letztere Art — andere sagen Manier — ist während einer langen und reichen Schaffensperiode die bevorzugte des Meisters, gleichsam sein liebstes Kind gewesen; und mancher, dem diese Richtung anfänglich nicht sympathisch war, hat sich nachträglich bekehrt und sie lieb gewonnen. Die im Sumpfe der Wirklichkeit watenden Realisten und Naturalisten der Neuzeit, die Ritter des Federordens mit der Devise „naturalia et turpia“ haben zu diesem Umschlag der Stimmung beigetragen und dem Meister des Pinsels mächtig vorgearbeitet, ohne daß dieser sich im mindesten um ihr Tun und Treiben bekümmerte und mit Absicht in Gegensatz zu ihnen trat. Aber der Gegensatz ist vorhanden und zwar ein so abgründlich auseinander klaffender, wie er kaum

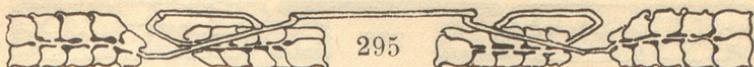


jemals, so lange es eine Kunst gibt, vorhanden war (wenn man überhaupt bei jenen Photographen des Naturschlammes von einer „Kunst“ sprechen darf). Man denke sich Böcklins leuchtende Najaden- und Tritonen-Symbolik neben den Tintenklecksen der allermodernsten Naturkopisten! Wie schwül und bang wird uns in dieser Sticlucht; und wie leicht wird uns der Atem wieder in jenem reinen Aether einer ideenverklärten Schönheit. Aber auch was Natur, wirkliche und echte Natur ist, ohne Verdichtung im Symbol, stimmungsvolle Natur (wie sie allein das Objekt des Künstlerauges sein darf), so könnten jene Herren der Feder von Böcklin lernen. Oder wäre zum Beispiel sein „Opferhain“ nicht auch ein Naturbild? So gut die Potenz einer Zahl immer eine Zahl bleibt, so gut bleibt eine verklärte, potenzierte Natur eben auch — Natur.

Jenes kleine Landschaftsbild, das ich von Böcklin besitze, mit seiner vielfachen, stoffelförmigen Vertiefung von einem bewaldeten Vorgrund nach dem weit entfernten bergbegrenzten Hintergrunde zu, die vorderen Hügelreihen jenseits eines die Ebene durchziehenden Gehölzes, vom Frühnebel umwallt, nach der Höhe aber wieder in kräftigem Blau hervortretend, die Höhenzüge dahinter in immer zarterem, violettbläulichem Duft sich abhebend, rechts nach vorn ein von einer Felsplatte stürzender Bach, dem in der Tiefe ein Fischer — die einzige Staffage des Bildes — zuschreitet, die bereits am frühen Morgen erhaschte Beute in der Hand, oberhalb des Wassers auf einer Art lichter Hochebene mit zerstreuten Hütten eine Kapelle, hinter welcher eine Schlucht sichtbar wird und jenseits wieder ein mit Tannen bestandener Hügel emporragt — jenes Bild, sage ich, mit seiner weiten Perspektive und seinen wechselnden Gruppen verrät, scheint mir, bereits den werdenden Meister, man spürt ihm an, es ist nicht nach der Schablone, sondern mit künstlerischem Bewußtsein gemalt.



Ich habe ihn daran malen sehen, es war an einem Sonntag Vormittag. Dabei kommt mir ein Vorfall in den Sinn, der uns beide höchlich ergötzte. Nämlich: Die Familie Böklin war ziemlich zahlreich, und Vater Böklin, ein Verehrer der „alten“ Eidgenossen — wie überhaupt alles „Alten“ hatte sich darauf pikirt, seinen Sprossen beiderlei Geschlechts die Vornamen eidgenössischer Stammeshelden zu geben; so hieß der älteste Sohn Werner (von Werner Stauffacher her), der zweite Arnold (nach Arnold von Melchtal), der dritte Walther (nach Walther Fürst von Uri) und so weiter, die beiden Mädchen hießen Bertha und Mathilde, jene — so vermute ich wenigstens — nach der Bertha in Schillers „Wilhelm Tell“, diese nach der Mathilde in Rossinis gleichnamiger Oper. An jenem Sonntag Vormittag also, als ich gerade im Familienzimmer war, traf sich's, daß der jüngste Bruder, damals ein kleiner Knirps, zum erstenmal mit dem charakteristischen Kleidungsstück edler Männlichkeit, mit Hosen, einherstolzieren durfte. Es waren weite Pumphosen, und das Gefühl, seine Hände in dem tiefen Schlund der Taschen sich ergehen zu lassen, war für den Jungen ein so wonnevolles, ja göttliches, daß er allen Ernstes fragte: „Mutter, hat denn der liebe Gott auch Hosen an?“ Schade, daß der Bruder diese Situation nicht in Del verewigt hat! Mancher, sogar seine Freunde und Verehrer würden diesen pausbäckigen Jungen mit den weiten Pluderhosen jenen „Sirenen“ mit den graufigen Hühnerbeinen vorziehen, womit der Bruder seine Zeitgenossen so eigentümlich überrascht hat. Wie dieser übrigens, rein technisch verstanden, seine Kunst übte, ist wahrhaft wunderbar, für einen Laien wenigstens unbegreiflich. Wer ihn zum Beispiel am Bild des toten Christus und der sich über ihn beugenden Maria Magdalena hätte malen sehen, würde verstehen, was ich meine. Wie er da den über den Leichnam sich senkenden Schleier und das durchschimmernde Fleisch da-

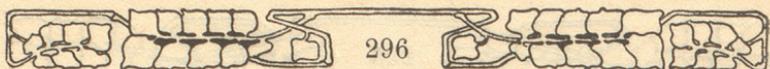


runter zugleich malte, oder besser hinwarf, und mit welchem täuschenden Schein des Wirklichen . . . man glaubte einem Zauberer zuzusehen.

Die vorliegenden Erinnerungsbilder mögen genügen; die Entwicklung des Künstlers zu verfolgen, bin ich weder berufen noch befugt. Nur noch zwei Punkte möchte ich berühren.

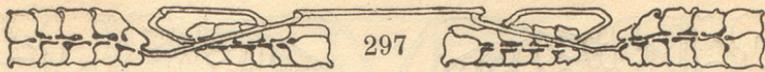
Böcklin hat eine große Vorliebe für die Skulptur, so sehr, daß er eine Zeit lang schwankte, ob er nicht der Malerei Valet sagen und sich völlig jener Kunst widmen wollte. Und zwar geschah dies zu einer Zeit, wo er bereits auf der Höhe des Könnens — wenn auch noch nicht Ruhmes — stand und einige seiner besten Gemälde geschaffen hatte. Auch hat er es nicht beim bloßen Wollen bewenden lassen, sondern hat auch durch die That bewiesen, daß es ihm Ernst mit der Sache war. Unter den vielen Proben, welche, als es sich um ein würdiges, in Basel zu erstellendes Denkmal für die in der Schlacht bei St. Jakob gefallenen Eidgenossen handelte, eingeliefert wurden, befand sich auch ein Gipsmodell von Böcklin. Bekanntlich hat sein Landsmann Schlöth den Preis in der Konkurrenz davongetragen, weil man von der Ansicht ausging, daß ein solch monumentales Werk in erster Linie zum Volk sprechen und diesem gefallen müsse, und in dieser Beziehung verdiente die Gruppe von Schlöth allerdings den Vorzug vor den Entwürfen seiner Mitbewerber, auch Böcklins, dessen einfache Symbolik — Altar mit Opferflamme — dem Volke, das nicht deuteln, sondern bewundern will, nicht genügen konnte.

Auch die an der Hinterseite der Basler Kunsthalle angebrachten Charakterköpfe — das heißt Karikaturen, deren Gesichtszüge infolge körperlicher oder geistiger Leiden und Defekte verzerrt sind — stammen von Böcklins Hand und zeigten damals sein Talent zum erstenmal von einer neuen Seite — der eines grandiosen Humors! Manche wollen allerdings nicht



begreifen, wie diese in Stein gehauenen Fragen an besagter Stelle, einem der Kunst gewidmeten Bau! zu Ehren kommen konnten. Als ob der Humor, der zum Glück im Leben eine so große Rolle spielt, nicht auch in der Kunst eine Heimat hätte! — und zwar in jeder Kunst und zu allen Zeiten! — Was übrigens die Vereinigung des Malers und Bildhauers in einer Person betrifft, so liefert bekanntlich schon die italienische Renaissance für diesen Fall berühmte Beispiele.

Es ist eine bekannte Erfahrung, die man an großen Künstlern macht, daß sie ab und zu neben ihrer Kunst Allotria treiben und zwar oft solche Allotria, die sie selber für mindestens ebenso wichtig halten als ihre Kunst. Dieser Fall trifft auch bei Böklin zu. Er ist, ohne daß ihn seine Neigung je zu den Naturwissenschaften geführt hätte, ein leidenschaftlicher Bewunderer und Verehrer der Aerostatik und möchte gerne auch seinerseits etwas zur praktischen Verwertung dieser Wissenschaft beitragen. In seinen Mußestunden studiert er nicht nur emsig die auf diesem „luftigen“ Gebiete gemachten Fortschritte und Erfindungen, sondern er müht sich auch mit Plänen und Systemen zur Förderung der aeronautischen Technik ab und geizt, obschon der Künstlerehrgeiz bei ihm sich auf sehr mäßiger Höhe hält, merkwürdigerweise nach dem Ruhm einer technischen Erfindung! Er studiert schon seit Jahren, ja Jahrzehnten an dem Problem eines vollkommenen, nach Belieben lenkbaren Luftballons herum und hat schon öfter Proben mit solchen höchst eigener Konstruktion vorgenommen. Bis jetzt scheinen diese freilich jenen Erwartungen nicht ganz entsprochen zu haben, wenigstens ist von einem „System Böklin“ noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Aber bei seinem willensstarken Charakter haben ihn seine Mißerfolge nicht abgeschreckt, er hat sich immer wieder an die Arbeit gemacht, ob freilich auch noch während der letzten Jahre, wo schwere Krankheit seine Tatkraft lähmte, ist zweifelhaft und für die Praxis



jedenfalls einerlei, denn wenn man die Umstände klar ins Auge faßt und die bei dieser „brennenden“ Frage der Gegenwart (und wahrscheinlich auch noch eines Stückes Zukunft!) in Rechnung kommenden Faktoren erwägt, wird man jede Hoffnung auf eine neue Erfindung von besagter Seite aufgeben müssen. Eine nähere Begründung können wir uns ersparen, sie liegt auf der Hand; und wenn wir dem von uns hochgeschätzten Künstler von ganzem Herzen noch manches Jahr unverfälschter Schaffensfreude und Leistungsfähigkeit wünschen, so geschieht dies um seiner selbst und seiner Kunst willen, nicht aber im Interesse der Aeronautik. Ein solcher Wunsch aber ist um so gerechtfertigter, — wenn überhaupt diese „klingende Schelle“, genannt „Wünsche“, sich öffentlich hörbar machen darf — als die, trotz allen optimistischen in die Öffentlichkeit gedruckenen Berichte des Gegenteils, immer noch zerrüttete Gesundheit des Künstlers ein gedeihliches Schaffen noch nicht recht aufkommen läßt. — Immerhin schien uns besagte, nach dem „sursum corpora“ gerichtete Eigentümlichkeit des Künstlers der Erwähnung nicht ganz unwert zu sein.

Hochachtungsvoll Ihr

J. M.

